Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 2.40, bei täglich zweimaliger Zustellung ins Haus vierteljährlich ℳ 3.—. Durch unsere auswärtigen Ausgabestellen und durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungs-Verkäufern **10 Pf.**

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Telephon Nr. 153, Nr. 222, Nr. 1173.

Berliner Redaktions-Bureau:
Berlin NW. 7, Dorotheenstraße 83.
Telephon I, Nr. 9275.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile für Leipzig und Umgebung 25 Pf., Familien-, Wohnungs- u. Stellen-Anzeigen, sowie An- u. Verkäufe 20 Pf. (Händler und Vermittler 25 Pf.) für auswärts 30 Pfg.
Finanzielle Anzeigen u. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle nach besonderem Tarif.
Reklamen 75 Pf., auswärts 1 Mk.
Für das Erscheinen an bestimmten Tagen u. Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen und Extrabeilagen nur in der **Morgen-Ausgabe**
Schluß der Annahme nachmittags 4 Uhr.

Anzeigen-Annahme:
Augustusplatz 8, Ecke Johannisgasse.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10
(Telephon VI, Nr. 4603).
Filial-Expedition: Dresden, Marienstr. 34.

Nr. 408. **Montag** 13. August 1906. **100. Jahrgang.**

Das Wichtigste vom Tage.

* Prinz Heinrich von Preußen wurde zum Chef der aktiven Schlachtflotte ernannt.

* Reichskanzler Fürst Bülow wird sich am kommenden Freitag an das kaiserliche Hoflager nach Wilhelmshöhe begeben.

* Die Streikenden der Berliner Paketfahrtgesellschaft beschlossen, den Ausstand fortzusetzen.

* König Eduard ist heute morgen nach dem Festland abgereist. (S. Ausl.)

* Das Befinden des Sultans soll sich dermaßen gebessert haben, daß er bald wieder Audienzen gewähren wird. (S. Ausl.)

* Ein Neffe des Sultans dementiert in einem Schreiben an Sir Edward Grey das Bestehen einer panislamitischen Bewegung in der Türkei.

* Die Kurie zieht die Erklärungen an die französischen Bischöfe über das Trennungsgesetz zurück. (S. Ausl.)

* Der Zwischenfall auf den Aleuten wird in Japan ruhig aufgefaßt. (S. Ausl.)

Politische Tagesschau.

Leipzig, 13. August.

Was kann uns Cecil Rhodes sein?

Unter dem Titel „Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts" hat der Freiburger Nationalökonom G. v. Schulze-Gaevernitz kürzlich ein Werk von allgemeinem Interesse erscheinen lassen (Leipzig, Duncker & Humblot). Darin wird als imperialistischer Typus nach der finanziellen wie nach der politischen Seite eingehend Cecil Rhodes behandelt. v. Schulze-Gaevernitz ist der Meinung, daß Rhodes auch für uns nicht ohne Nutzen gelebt zu haben brauche, und er begründet diese Ansicht in folgenden bemerkenswerten Ausführungen: „Von allen Dächern herunter wird uns heute das alte bekannte Ricardosche Lied gepfiffen: der Kapitalismus erzeuge mit Notwendigkeit jene Grundstimmung des praktischen Materialismus, die unser ganzes Leben durchdringe, das Streben nach Besitz, die Jagd nach Genuß. Das Persönliche habe die Tendenz, allgemeine Züge anzunehmen; das Individuum verschwinde in der Masse der Wirtschaftsatome; die Eigenarten der verschiedenen Nationen träten zurück. Damit gewännen die Wirtschaftsinteressen überragende Bedeutung für unser gesamtes Kulturdasein; bewußt oder unbewußt hätten wir alle nach der Pfeife des Kapitalismus zu tanzen. Obgleich diese Lehre als das Ergebnis geschichtlicher Untersuchungen auftritt, bedeutet sie methodologisch doch einen Rückschritt gegenüber der älteren historischen Schule der deutschen Nationalökonomie. Letztere hat wenigstens das Politische als einen selbständigen Kausalstrang für die wirtschaftlichen Geschehnisse anerkannt. Praktisch aber ist jene Lehre um so gefährlicher, als sie nur allzu leicht in eine Ethik und Politik für unsere Gegenwart umschlägt. Glücklich das Volk, glücklich das Zeitalter, das die Lehre vom kapitalistischen Geist durch die harte Tatsache der Einzelpersönlichkeit zerbricht. . . War Rhodes eine solche Persönlichkeit? Hat er Ideen gedient oder hat er sich ihrer bedient? Ist — um einen Ausdruck Goethes zu gebrauchen — in seinem Werke Gott gewesen oder nicht? Diese Fragen drängen sich auf; aber ich wage sie nicht gegenüber einem Menschen zu beantworten, bei dem unbändigster Wille zur persönlichen Macht und schrankenloser Glaube an die Mission seines Volkes ununterscheidbar zusammenflossen. Der Verlauf der Geschichte wird ein endgültiges Urteil fällen. Eines aber steht fest. Rhodes war kein Junker, noch weniger ein „Kleinkapitalist". Als selbstgemachter Aschenmillionär stand Rhodes in einer Welt des durchgeführten Kapitalismus. Seine Umgebung bildeten Geldjäger, die, nach Erwerb der ersten Million Pfund Sterling, Sklaven der zu erwerbenden zweiten und dritten Million wurden. Aber die letzten Ziele eines Rhodes lagen jenseits des Gelderwerbs. Die Ueberschätzung des Reichtums und der durch ihn zu erlangenden Genüsse bezeichnen die Stimmung eines Geschlechtes kapitalistischen Parvenus, so der Engländer Ricardos, so vieler Deutschen von heute. Rhodes wuchs über die Geldsäcke hinaus. Nach seiner Pfeife tanzte der Kapitalismus, und Rhodes machte das Kapital politischen Zwecken dienstbar. Der Kapitalismus hatte bei Rhodes die massive Wucht nationaler Selbstbehauptung keineswegs gebrochen. Daß er uns hierin noch auf lange Jahre hinaus ein Vorbild sein kann, hierfür sind gerade jene Männer deutschen Ursprungs Beleg, welche als reine Wirtschaftsmenschen einem Rhodes und dem britischen Imperialismus Handlangerdienste verrichteten."

Die Wiedereinführung des Fahneneides in Frankreich?

Der „Courrier Européen" veröffentlicht in seiner jüngsten Nummer einen bemerkenswerten Brief des Generals Andrés über den Geist, der in der französischen Armee herrscht. Andrés weist auf die Gefahren hin, die aus der politischen Zerrissenheit im französischen Offizierkorps erwachsen, und erklärt, um jeden Preis einer geeinten Armee — „sei sie es selbst unter dem Banner des Heiligen Herzens Jesu" — den Vorzug zu geben. Nach Andrés Ansicht sind die Gegensätze im französischen Offizierkorps heute schärfer denn je; ein rasches Einschreiten scheint ihm unbedingt erforderlich. Von zwei Maßregeln vor allem erwartet der frühere Kriegsminister großes Heil: von der Uebernahme des Kriegsministeriums durch Clemenceau und von der Wiedereinführung des Fahneneides für die französischen Offiziere. Er schlägt vor, ein großes bürgerlich-militärisches Nationalfest zu veranstalten und bei dieser Gelegenheit jeden einzelnen Offizier folgenden Eid schwören zu lassen:

„Ich schwöre ohne Vorbehalt Treue und Ergebenheit für die Grundsätze der französischen Revolution und für unsere republikanischen Einrichtungen.

Ich schwöre, die mir vom Lande anvertrauten Soldaten durch Worte, Handlungen und Beispiel in der Liebe für die Republik zu erziehen."

Während die reaktionären Blätter diesen Vorschlag Andrés mit Spott überschütten, hat die republikanische Presse ihn freudig aufgenommen. Nur die Eidesformel, die Andrés gegeben hat, findet Widerspruch. Der „Gil Blas" zum Beispiel erklärt sie für zu lang und schlägt dafür folgenden Eid vor:

„Ich schwöre der Regierung der französischen Republik Treue und Ergebenheit."

Es erscheint höchst zweifelhaft, ob die Wiedereinführung des Fahneneides wirklich die gewünschte praktische Bedeutung hat. Der Treueid war in Frankreich von jeher „peu de chose" — der klassische Beweis dafür sind die Ereignisse von 1814 und 1815, die sich bei allen späteren Staatsumwälzungen wiederholt haben. Hat doch General Andrés selbst als junger Offizier dem Kaiser Napoleon III. die Treue geschworen und ist dann ohne langes Besinnen zur Republik übergegangen!

Eine belgisch-holländische Verbindung.

Der französische Kriegstheoretiker General Langlois behandelt in einer Artikelserie die Frage eines Zusammenschlusses der seit 1830 staatsrechtlich getrennten Niederlande. Nachdem er die Unfähigkeit des belgischen Heeres dargelegt hat, den Einbruch eines deutschen Heeres aufzuhalten, welches die französischen Maasbefestigungen umgehen wolle, heißt es:

Deshalb liegt den Belgiern an der militärischen Allianz mit Holland, weil dies Land eine stehende Armee hat, die vielleicht doch vor den Deutschen an Ort und Stelle in Namur wäre. Das belgische Heer taugt weder für Verteidigung noch für Abwehr der Invasion, es würde sich in Antwerpen verkriechen, das ja bald fallen muß. Wäre aber Holland verbündet, so würde dieses die Scheldemündungen besetzen und die Meerverbindung decken können. Wollte aber der Feind das holländische Ueberschwemmungssystem angreifen, dann müßte er seine Truppen teilen und sich für den Hauptkampf schwächen. Also hat Belgien Interesse an dem Bunde; Holland hätte dasselbe Interesse, weil es durch französische oder deutsche Truppen heimgesucht würde, die durch das belgische Kontingent behindert wären. Im Falle des Sieges des einen ist es ja schließlich auch mit Hollands Selbstherrlichkeit zu Ende (?), es würde wenig darum befragt werden, was werden soll. Beide Staaten aber könnten mit Hilfe Englands ernstlichen Widerstand leisten, wenn sie sich zu der belgisch-holländischen Allianz zusammenfinden könnten, aber die Sache ist nicht so einfach zu machen, wie es die Befürworter in Brüssel anzunehmen geneigt zu sein scheinen. Es ist eine Frage des internationalen Rechtes, ob der neutrale Staat ein Defensivbündnis abschließen kann; wenn auch Holland neutral wäre, dann würde nichts im Wege liegen, aber wenn Hollands Gebiet verletzt würde, hätte da Belgien das Recht, außerhalb seiner Grenzen Truppen zu verwenden? Die Antwort der ersten Staatsrechtslehrer, auch von der Brüsseler Universität, lautet rundweg: Nein! Das Eingreifen in das Gebiet des verbündeten Staates würde eben aus dem Defensiv- einen Offensiv-Vertrag machen, und Belgien darf nur seine eigenen Grenzen schützen. Ein solcher Vertrag würde also nicht auf Gegenseitigkeit beruhen, Holland wäre der „Genadsführte".

Es bleiben zwei Lösungen für die beiden beteiligten Länder, die erste wäre es, die Zustimmung der Signatarmächte der Verträge von 1831 und 1839 zu gewinnen. Frankreich und England haben das denkbar größte Interesse an der Erhaltung Belgiens und der Niederlande, sie würden also kaum den geringsten Widerspruch gegen den Plan erheben. Rußland und Oesterreich sind bei der Sache uninteressiert, bliebe Preußen, dessen Souveränität an das Reich übergegangen ist, dem allein die Kriegführung zusteht. Nun aber ist das Reich keine Signatarin der Verträge, und man kann behaupten, daß es kein Recht hat, sich in die Neutralitätsfrage Belgiens zu mischen, daß dessen Zustimmung zu dem Bunde Belgiens und Hollands für diese beiden nicht nötig ist. (Es ist geradezu verblüffend, welche schreiende Unwissenheit selbst gebildete Franzosen in deutschen staatsrechtlichen Dingen aufweisen: Preußische Ansprüche sind ausnahmslos auf das Reich übergegangen, der Unterschied ist nur, daß jetzt 62 Millionen hinter diesen Ansprüchen stehen. Der Franzose Langlois ist eben ein General, und es kommt ihm alles darauf an, den Deutschen im Kriegsfalle den Weg durch Belgien zu verlegen, ganz gleich, wie.)

Die zweite Lösung wäre die, daß Belgien auf seine Neutralität verzichtet. Es hat an dem Vertrag von 1831 nur eine Fessel übernommen, ohne einen anderen Entgelt, als daß die genannten Mächte die Unverletzlichkeit seines Gebietes garantieren. Viele Leute aus der belgischen Armee und auch aus der holländischen halten diesen Weg für den ehrenwerteren, ob aber eine bloße Erklärung genügt, das ist die Frage, und — solange die Klerikalen am Ruder sind, ist an eine Aufkündigung der Neutralität nicht zu denken. Der Augenblick sei günstig, die Germanisierung beider Staaten abzuwenden. — Das ist natürlich die Hauptsache für den Franzosen.

Der Herr General scheint am liebsten eine politische Wiedervereinigung der beiden Niederlande zu sehen. Es sind aber doch gerade im Jahre 1830 die südlichen Niederlande mit französischer Waffenhilfe und unter englischen Segenswünschen von den nördlichen losgerissen, um sie vor der Germanisation zu retten. In Belgien wird man auch kein Bedürfnis verspüren, die Erfahrungen der Jahre 1815—1830 wieder durchzukosten, und ebenso wenig wird den Holländern etwa mit der Rückkehr unter eine katholische Dynastie gedient sein, und die glorreichen Erinnerungen der Genterzeit zu verleugnen werden sie schwerlich sich willens fühlen.

Deutsches Reich.

Leipzig, 13. August.

* **Der Kampf um die Schule.** In derselben Düsseldorfer Zentrumsversammlung, in welcher Herr Erzberger seinen neuesten Hieb gegen die Kolonialverwaltung schlug, sagte der Landtagsabgeordnete Herr Reg.-Rat Dr. Fernens: „Der Kampf um die Schule sei noch keineswegs erledigt, insbesondere der Kampf um die Vorbildung des Lehrpersonals werde in der Zukunft noch ein akuter sein. Wäre der jetzige Zeitpunkt unbenutzt geblieben, so hätte sich vielleicht eine konfessionelle Bindung der Volksschule nie mehr erreichen lassen."

Und die nationalliberale Fraktion hat diesen Zeitpunkt unbenutzt gelassen, diese konfessionelle Bindung, die sie doch nicht will, endgültig zu vereiteln!

* **Fahrpreisermäßigung für Handlungsgehilfen.** Der Verein der Deutschen Kaufleute Berlin (unabhängige Organisation für Handlungsgehilfen und -Gehilfinnen) hat an den Bundesrat folgende Eingabe gerichtet:

Der Bundesrat wolle beschließen, dem Stande der Handlungsgehilfen, soweit dessen Jahreseinkommen den Betrag von 2000 ℳ nicht übersteigt, dieselbe Vergünstigung in bezug auf Besteuerung ihrer Straßen- und Stadtbahnabonnementskarten zu gewähren, wie sie am 1. August d. J. den Arbeitern, welche mechanische Lohnarbeit verrichten, zugebilligt wurde.

Das Gesuch wurde mit dem Hinweis darauf begründet, daß, wenn bei diesem Erlaß nur die Höhe des betreffenden Jahreseinkommens maßgebend gewesen sei, dieser Grund beim Stande der Handlungsgehilfen ebenso Berücksichtigung verdient, da seine wirtschaftliche Lage im Durchschnitt keinesfalls besser sei als die unserer heutigen Lohnarbeiterklasse.

* **Die Vereine deutscher Studenten und Pfarrer Naumann.** Zu diesem Thema wird uns abschließend von beteiligter Seite geschrieben: „Es ist jüngst bereits darauf hingewiesen worden, daß die von der Presse vielfach kommentierte Resolution von Kelbra gegen die Sozialdemokratie weder ein offizieller Beschluß des Kyffhäuserverbandes der Vereine deutscher Studenten ist, noch sich gegen den Alten Herrn des Verbandes Pfarrer Naumann richtet. Es muß vielmehr aufs Nachdrücklichste betont werden, daß der Versuch, durch einen Beschluß der Verbandstagung das Ausscheiden Naumanns aus dem V. d. St. direkt oder indirekt herbeizuführen, vollständig gescheitert ist. Die offiziellen Vertreter der Vereine haben einmütig von einer solchen Beschlußfassung abgesehen, und dies mit Zustimmung der offiziellen Vertreter der Altherrenschaft. Der Verband hat damit seinen Alten Herren die vollste Bewegungsfreiheit auf dem Boden nationaler Politik gewahrt — sich dadurch aber selbstverständlich nicht im geringsten auf die politischen Ideen Naumanns festgelegt: Die Zahl der ausgesprochenen Nationalsozialen ist im Verbande heute sogar geringer als je, auch in dem Leipziger Verein, der sich bekanntlich Naumanns am kräftigsten annahm. Was die in die Presse gelangte Resolution gegen die Sozialdemokratie betrifft, so ist sie eine unverbindliche Meinungsäußerung von Verbandsmitgliedern, die gelegentlich der offiziellen Tagung, aber unabhängig von ihr in freier Versammlung über die Aufgaben des Verbandes diskutierten. Sie erwähnt Naumann mit keinem Worte, richtet sich ausgesprochenermaßen nicht gegen ihn und ist auch von zahlreichen Verbandsmitgliedern gebilligt worden, die auf das entschiedenste für das Verbleiben Naumanns im Verbande eingetreten sind. Wenn trotzdem in der Presse die Nachricht auftaucht ist, diese Resolution sei gewissermaßen als consilium abeundi für Naumann gedacht, und wenn einer Anzahl von Blättern die Resolution gar mit der Ueberschrift „Gegen Pfarrer Naumann" zur Verfügung gestellt worden ist, so liegt dem die unbewußte und allgemein gemißbilligte Privattätigkeit einzelner zugrunde, die ein ehrengerichtliches Nachspiel haben wird. So bedauerlich eine solche Entgleisung sein muß, die zu einer zeitweili-

Feuilleton.

Der Wechsel der Mode ist eine Steuer, welche der Gewerbfleiß des Armen der Eitelkeit des Reichen auferlegt. Chamfort.

Beinahe immer sind es die häßlichen Frauenzimmer, welche die Mode aufbringen, denen sich unterzuordnen dann die hübschen dumm genug sind. Rousseau.

Die Dümmsten putzen sich am meisten; so sind die dümmsten Tiere, die Insekten, am buntesten. Jean Paul.

Mathilde Wesendonck als Dichterin.

Von Franz Herwig (Zürich).

An einem kalten Regentage wandelte mich die Lust an, in den Büchertruhen eines alten Zürcher Bürgerhauses herumzukramen. Eingehüllt in eine Wolke modrigen Staubes, der, seit Jahrzehnten unter den Eichendeckeln gefangen, nun von neugierigen Händen aufgestört in die Luft stieg, griff ich einen Band nach dem anderen heraus, blätterte darin, lächelte und warf ihn zu den übrigen, die neben mir auf dem Fußboden einen Wall zu bilden begannen. In dem grauen Nachmittagslicht, umraunt von dem gleichförmigen Rieseln des Regens in den Gartenbäumen, hatte diese Beschäftigung mit toten Dingen etwas Grausiges. Tote Dinge! — Bücher, die vor vierzig, fünfzig Jahren geliebt und gepriesen wurden — jetzt? — ein Lächeln hatte man für sie, ein nachsichtiges, geringschätziges Lächeln. — Da hielt meine Hand ein Buch, auf dessen Titel stand: „Gudrun, Schauspiel in fünf Akten" und darunter: „von Mathilde Wesendonck". Und auf dem Innentitel: „Ihrer lieben E. A. zum Gedenken an eine Stunde tieferes Vertrauens, Mathilde, Sept. 52." Ich mußte es zweimal lesen, ehe ich begriff, daß dies hier kein totes Buch war, sondern daß ich hier vielleicht die Lebensbeichte einer Frau in Händen hielt, die einem großen Künstler Weg und Ziel zeigen durfte. Die ganze sehnsüchtige Glut, welche Wagners Briefe nach dem Abschied aus Zürich atmen, der ganze Schmerz einer hoffnungslosen Liebe, die ganze Süße jenes tiefsinnigen Wunderwerkes „Tristan und Isolde" wurde mir bewußt und ließ mich jenes vergessene Buch mit ehrfürchtiger Liebe in Händen halten.

In einer „Stunde tieferen Vertrauens" hatte wohl die alternde Frau der Freundin ihr Innerstes erschlossen, schon die Tiefen eines liebenden Herzens entschleiert und endlich dieses Buch in die Hände der Teilnehmenden gelegt. Als ich das Buch gelesen, war es mir klar, daß diese Liebe zwischen Gudrun und Herwig, die über alle Not triumphierende Liebe zweier Edelmenschen nichts war als ein Hohelied der Sehnsucht nach dem Freund, mit dem dumpfen Unterton der Reue. Ihr schwärmerisches Königskind Gudrun, das ja gar nichts von der Gudrun der Sage hat, erkämpft sich, durch Schmach und Haß unerschüttert, den Geliebten, hätte ihn sich erkämpft, auch wenn Hartmut, der Normanne, ihr Gemahl gewesen wäre. Die einsame Frau, die langsam heruberschritt in das Dunkel eines sonnenlosen Alters, mochte in vielen stillen Stunden, zurückblickend auf eine kurze Zeit des Glückes, empfinden, daß doch über aller Vernunft und all den schönen, glänzenden Gefühlen von Pflicht und Entsagen der Mut zur Liebe steht. Sie mochte einem Idealbild nachleben, wie man in tiefer Schmach, in Elend und Not dem Einzigen treu sein kann. Sie lebte in dieser Königstochter. In den unbeholfenen Worten:

„Mein Held! Mein Gatte! Herwig, mein Gemahl!"

bebte ihre Seele mit und lauschte verzückt dem letzten Liede des greisen Horant, jenem leidenschaftlichen Hochzeitsliede, welches in Jubel endet:

„Nur einmal noch leih' deinen reichsten Klang.
Es ist des alten Horants Schwanensang!
Noch einmal gilt's, wie in vergangenen Tagen
Ein Lied von Minn' und Treu zu singen und zu sagen,
Bevor sie betten ihn — auf immer auszuruhn,
Singt er das Lied von Herwig und Gudrun.

Die Verse sind schlecht. Wohl. Es gibt sogar noch schlechtere im Schauspiel. Und man würde nicht zwei Seiten von den 212 des Buches lesen, stünde auf dem Titel, daß es von Lieschen Mayer geschrieben sei. Und weil es die Frau ist, welche uns interessiert, die Persönlichkeit, welche hinter der Dichterin steht, braucht euch nicht über den Kunstwert dieser vergessenen Dichtung gequält zu werden. Noch weniger als in der „Dido" von Charlotte von Stein ist in dieser „Gudrun" ein auch nur schwaches Stilgefühl. Keine Charakteristik in tieferem Sinne findet sich, keine Spur einer dramatischen Gliederung. Dafür aber treffen wir auf Schritt und Tritt Worte, welche von dem Einfluß künden, den Richard Wagner auf die liebende Frau ausgeübt hat. Mit der Naivetät restlos liebender Seelen redet sie unbewußt die Sprache des Geliebten: Tristan, Tannhäuser, die Nibelungen, alle singen und sagen sie aus dem Munde dieser Frau, und alles ist ein rückhaltloses Bekenntnis der Liebe zu dem Einzigen, dem sie verbunden ist, wie Gudrun dem Könige:

„Ich küßte auch, doch kannt ich nicht den Kuß,
Der Seel' an Seele unauflöslich kettet."

Im zweiten Akt gerät sie ganz in den Bann von Wagners „Tristan". Wie der erste Akt des Liebesdramas spielt er auf dem Verdeck eines Schiffes während der Ueberfahrt der geraubten Gudrun auf Hartmuts Schiff nach der Normandie. Die Isolde fährt Gudrun aus träumendem Grübeln auf:

„Wo sind wir?"

Und wie Brangäne spricht Hiltburg:

„Auf offener See
Treibt uns der Wind des Normanns Küste zu."

Wie Isolde in jener prachtvollen Apostrophe: „Entartet Geschlecht" die Elemente entfruft, das Schiff zu zertrümmern und den Atem, der auf ihm lebt, in den Winden zu vertwehen, so ruft Gudrun:

„Verräterische Welle, schling mich hinab!"

Und:

„Wehe dem Schoß, der mich gebar."

Auch der singende Matrose fehlt nicht. Bei Mathilde singt er:

„Ferne von der
Trauert mein Herz.
Wär' ich ein Vogel,
Auf Schwingen der Möwe
Flög' ich dir zu."

Ein Fisch wünscht er zu sein und ein Schiff.

Doch bin ich nicht Vogel noch Fisch,
Bin ich nicht Segel noch Wind,
Auf Sehnsuchtesschwingen
Eil ich zu dir
Mein Kind!"

Einige andere Stellen könnte Wagner geschrieben haben:

„Wahn nähest harte du!
Redlich nicht redet dein Mund.
Wenn Herwig lebte, der Held,
Wie dann triebe Gudrun
Auf offener See zur Stund
Dem Strande des Normann zu?"

Oder:

„So spricht zu Hartmut meine Frau:
So ihren Schmerz er achtet,
So ihren Gram er ehrt,
So ihn die Herrin wertet,
Vor Augen nicht ihr zu treten."

Ich führe weitere Proben nicht an. Auch soll über das Schauspiel selbst nichts mehr gesagt werden. Aber eine Frage taucht auf: „Wäre dieses Buch vielleicht doch kein Bekenntnis, sondern nur ein lächerlicher, kindischer Versuch, einem Großen es in seinem Maße nachzutun? Glaubte sie das gleiche zu können wie der Freund, der — jetzt vielleicht — gehörte? Der Siegreiche, der Thronende — an dessen Seite zu sitzen sie verschmäht?" Das Frauenherz hat solche Untiefen. Nur zu oft und zu leicht ahnen die Frauen nichts von dem eigenen Wert ihrer selbst, dem süßen Zauber edler und tiefer Weiblichkeit, der Männer weiht und Männer bildet; nur zu oft fühlen sie nicht den süßen Reiz, der aus ihrer Seele steigt und vom ewig Weiblichen kündet. Nur zu oft lassen sie ein Königreich, um Kiesel zu finden, und ein Buch schreiben kann ihnen eine höhere Tat zu sein dünken, als in eine kalte, jagende Welt den tiefen, holden Zauber der Gewaltmacht der Frau zu streuen; und Liebe zu üben, mit innerstem Herzen fühlen zu lehren, kann ihnen mächtiger scheinen, als über Liebe zu schreiben. Auch Mathilde Wesendonck kann eine solche Frau gewesen sein.

Aber auf dem Vorsatzblatt des Gudrun-Buches steht ein geheimnisvolles Wort. Ein Wort Lessings: „Der Mensch muß nicht müssen." Das heißt: es gibt Höheres als Pflicht. Gudrun muß nicht, wie so viele ihrer Schwestern im Leben, resignieren, sich „akklimatisieren", wie Ellide Wangel. Sie muß nicht unter der Wucht der Leiden zusammenbrechen, nicht verkommen in der trostlosen Nacht der Hoffnungslosigkeit. Sie muß nicht aus Mitleid und Ding-